



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schirges, Georg: Hamburg nach dem Brande.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hamburg nach dem Brande.

Es ist nicht immer traurig auf Trümmern wandeln, unter Ruinen träumen; die gesunkene Herrlichkeit der Erde hat auch ihre helle Lichtseite. Es liegt ein tiefer Trost in der Vergänglichkeit der Dinge, eine tiefe Poesie im Sturz der Balläste, im Fall der Tempel, im Vergehen und Verwehen der Menschenwerke. Es ist der Trost des Erhabenen, die Poesie des Unvergänglichen, die sich wie ein innerster Kern aus der zerbrochenen Schale löset.

In diesem Wiederaufbau, in diesem Erneuern, welch ein Trost, welch ein Kampf gegen die Macht des großen Flusses, in dem Alles strömt, Alles fließt, untergeht und auftaucht, zu Grabe geht und wieder zu Tage kommt, sterbend hinwelkt, um blühend wieder geboren zu werden. Es ist die große Wanderschaft der Idee, die auch dem kalten Stein die Spur ihres Riesenschrittes einprägt; es ist der Schritt der großen Weltseele, der über die Gräber von Memphis streift, durch die Urwälder am Mississippi rauscht. Ueber Schutthausen und Trümmern das glänzende Wolkenheer des Morgenhimmels; über Aschen und Schlacken — die funkelnden Sternbilder der blauen Nacht. Es ist nicht traurig unter Ruinen wandeln; was wäre die Welt ohne sie?

Wie einst Aeneas auf seinen Schultern Anchyses und die Hausgötter aus Trojas Flammen rettete, und mit Priam's blühender

Tochter und Askanius vom Berge Ida steigend, das ionische Meer durchschiffte und im latinischen Reich den Baustein zur römischen Herrlichkeit zusammentrug, so wird auch dieser ungeheure Brand ein Wendepunkt in der Geschichte der alten Hanfsstadt werden und das Urgeſetz vom ewig Neuen erhärten, das sich im Kleinen wie im Großen kund giebt, an Menschen und Städten.

Das Leben in der großen Brand- und Baustätte erwacht täglich mehr, gießt sich in immer neue Formen; bald wird es wieder kräftig und eilend an diesen Stätten vorüberauschen, aus denen jezt noch das Grauen und die Einsamkeit des Erstorbenen hervorstarrt. Bald werden diese Mauern, denen der erste Schnee des Winters die letzte Spur der heißen Gluth genommen, wieder Alt und Jung umschließen, Freud und Leid, Jubel und Klage; bald wird wieder dieser Eingang, von dem nur noch wenig Stufen in die leeren Räume ausgebrannter Wohnungen führen, zum Prunkgemach und zur Dachkammer leiten; die Menschen werden wieder über und neben einander wohnen, Tod und Leben werden sich wieder die Hand zum Aus- und Eingehen reichen; der Bettler wird wieder auf der Schwelle des Reichen kauern und das Toben der großen Stadt wird wieder zu den neuen, hohen Dächern dringen. Statt der krummen, engen Straßen wird der Fremde sich heimisch fühlen in geraden, breiten Gängen, und die Söhne der Heimath werden fremd sein in der eignen Vaterstadt. Der gerade Weg der beste, das scheint der Grundsatz zu sein, nach welchem der Plan der neuen Stadt angelegt und ausgeführt wird, und wo er nicht durchgeführt werden kann, darf man sich damit trösten, daß die gerade Linie nicht immer die Schönheitslinie ist. Die Stadt wird sehr schön werden. Noch nimmt die Enttrümmerung einen großen Theil der Arbeit in Anspruch; der Schuttwagen knarrt noch von früh bis spät, die mächtigen Laue reißen noch immer ein, nach und nach treten die Grundlinien der Häuser nackt hervor, und was das Feuer übrig ließ, das entmörtelt das Brecheisen. Die kleinen Fähnlein an den Bau- und Nichtstangen, die anfangs roth und weiß waren, verbleichen im Sonnenlicht und Regen, aber hie und da rankt sich die rothe Mauer schon kühn über sie empor; Häuser werden gerichtet und der Mauerkranz grünt im hohen Dachstuhl. Mächte Freud' und Fried' in Menge unter den neuen Dächern wohnen,

Größe und Einheit und Klarheit am neuen Herd, daß sich kein böser Geist über die junge Schwelle schleiche!

Die beiden Niesentrümmer harren der neuen Zeit; die Hände scheinen sich vor ihrer Berührung zu fürchten; wehmüthig ruht das Auge auf den stummen Tempelresten, über deren offene Wunden die Stürme hinbrausen; auf die die Wolken herabweinen. An der mächtigen Galerie des Nicolai Thurms (sie ist nicht wie Schleiden sagt, von Holz, sondern von Sandstein) zaust der Wind, und wirft von Zeit zu Zeit einen Steinblock herab; unheimlich glitzern in der Abendsonne die spärlichen Reste der Kirchenfenster im halbgeschmolzenen Gitter; zwischen den wehenden Kupfersegen, die die Galerie hin und her schwanken — die Reste der Thurmbedeckung — über die Galerie hin und her schwanken, reckt sich der offene Rachen der Giebrinnen biegend hernieder, als lechzten sie nach Kühlung; der Vollmond zeichnet grell die hohen gothischen Fensterbogen und Gewölbe auf den düstern Mauergrund. An der Westseite zieht sich ein schmaler, bandartiger Streifen von der obersten Brüstung bis auf die Grundmauer herab, er bezeichnet den Platz, an welchem der Blitzableiter befestigt war, der in der Gluth abschmolz. Auf der äußersten Spitze des Mittelstücks steht ein einzelner Pfeiler von der steinernen Galerie; in der Dämmerung ist's, als wäre es eine Schildwache, die dort einsam herabspäht, die eisernen Klammern scheinen müde die bauchigten Mauern noch länger zusammenzuhalten; die Giebel der Seitenkirchen drohen umzuknicken, und der oberste Mauerfranz lugt mit seinen offenen Fenstern so sterbemüde und gramschwer herab, daß man ihm anzusehen glaubt, wie sehnüchtig er den Einsturz herbeiwünscht. Der Gedanke, daß diese Kirche bis auf den Boden abgetragen werden muß, zieht das Auge immer wieder auf sie zurück; sie ist massiver und schwerer in allen ihren Formen, gedrängter und gedrückter in ihren Bögen, als die Petrikirche, aber sie ist eben so kolossal und hat in ihrer Unbeholfenheit etwas tief Ergreifendes, in ihrer moralischen Hinfälligkeit mehr Furchteinflößendes als jene, die sich besser zum Malen und Beschreiben eignet. Sie scheint das Mitleid zu verachten und die Hilfe zu verschmähen, die jener geboten wird; es ist, als fühlte sie's, daß vielleicht an ihrer Stätte fromme Hände zum letzten Mal zusammenlagen, daß vielleicht hinfort das profane Leben über Altäre und Heiligenbilder siegen wird. Kein christlicher Segen hinfort, keine Seelenbeichte, keine fromme Klage, keine knieende Demuth mehr; statt der Orgeltöne schrillt die ferne Dampfpeife durch die offenen Fenster, statt des Gesanges andächtiger Gemeinde das Röcheln rollender Steine, das Dröhnen seufzender Gräber; statt Himmelfahrt und Frohnleichnamstfest — lustige Erdenfahrten und fröhliche Leichnamsteste. Wer weiß, ob nicht nach hundert Jahren an der Stätte des Gotteshauses ein witziger Gesell

seinen Zechtrübern erzählt, hier habe ein Mal ein Tempel gestanden, an derselben Stelle habe ein Mal ein Priester gedroht mit Gottes Zorn; da, wo Tanz und Jubel, habe einst eine büßende Seele in Sack und Asche getrauert. Wer weiß, ob nicht, wo jetzt die Gebeine modern, bald Rosen glühen und das Leben lacht; auf den Schlacken der geschmolzenen Glocken — der Schmelz von Jugend und Schönheit! — Noch röchelt das Echo seufzender gestorbener Menschen durch diese Mauern, noch weht es den einsam nächtigen Wanderer an wie Leichenduft und Brandgeruch; noch heben sich zwischen den Trümmern — die Geister der entseglig Gefallenen — nächtlich zwischen den Nebeln, und die Wehklage winselt zu den Sternen; Dymmacht und Grauen wankt in den hohlen Tiefen; bald ist keine Spur mehr von den Tagen des Schreckens, und das Gedächtniß löscht eine Jammerkunde nach der andern von ihrer Tafel. Wie viel Gedanken, Bilder und Erinnerungen gehen mit einer Generation zu Grabe! Die Enkel streifen nur flüchtig am Sarge ihrer Ahnen vorüber. — Stürze dich immerhin in dein eignes gähnendes Grab, du alter Frömmling aus Backsteinen; sie werden deiner noch lange gedenken und vielleicht kommen ihnen Stunden der Wehmuth, in denen sie das Auge zu dir erheben, und statt deiner Nichts sehen, als den kahlen Himmel; dann weinen sie dir nach und sprechen eine moderne Elegie statt des Rosenkranzes. Die Zeiten sind nicht mehr, da tausend Hände mühsam Steinchen auf Steinchen häuften, beharrlich von nah und fern herbeischleppten und für Ewigkeiten fest kitteten; heute muß Alles aufschiefen, wachsen in Einer Nacht, in Einem Nu; heute gießen wir eine Kirche aus Eisen, Tempel aus einem Guß. Der alte Geist ist hinweggeschmolzen, und der junge fließt wie klingende Glockenspeiße im Feuer einer großen schönen Sonne. Und am Ende wozu so hohe Thürme, in einer Zeit der Nivellirung? Er hat seine Frist dahin, sein Leben gelebt; laßt die Todten ruhn. Diesem alten müden Giganten steht der letzte Schritt noch bevor. Bis jetzt hat man noch, nicht wie auf dem Petrithurm seine Höhe erreichen können, fast scheint es, keines Menschen Fuß werde dort oben je mehr Raum finden, keines Sterblichen Auge von dort oben über die dunstende Stadt hinaus in die lachenden Fluren des leise rauschenden Elbstromes spähen. Es würde Nichts besser in den Schlußact des großen Dramas passen, das der alte Thurm selbst aufführt, als wenn er den zagenden Händen der Menschen zuvorkäme und in einer Stürmesnacht zusammenstürzte. Ich glaube fast, er thut's, denn grämlicher und lebensfatter blickte nie ein lebendiger Stein.

Georg Schirges.